

des 16. Jahrhunderts „Geschlecht“ eine Kategorie der Zugehörigkeit darstellt. Diese Zugehörigkeit – zum Beispiel zu einem der Menschengeschlechter – verändert sich begrifflich zu Beginn des 17. Jahrhunderts dahingehend, dass dem Geschlecht „der Sexus eingelegt wird“ (204) und damit die Binarität von Geschlecht als Idee prominent und damit vorherrschend wird.

Die Beiträge des Bandes liefern weitgehend sehr differenzierte und anregende Möglichkeiten zur Auseinandersetzung mit den Ausgangsfragen, also der radikalen Annahme, dass es, qua Konstruktionscharakter, „Nie wieder Sex“ geben könne, und damit folgerichtig, auch Gender nicht mit einer eindeutigen Bedeutung belegbar ist. Besonders hervorzuheben ist, dass beide Kategorien ihre Konstruktionen lokal unterschiedlich erfahren, ermöglicht einen Blick darauf, wie durch unterschiedliche Formen der Regierung Subjekte konstruiert (und möglicherweise konstituiert) werden.

Klemens Ketelhut

Brigitte Aulenbacher, Birgit Riegraf (Hrsg.): **Erkenntnis und Methode. Geschlechterforschung in Zeiten des Umbruchs.** Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2009 (Geschlecht und Gesellschaft, Band 43), 336 S., € 39,90

Der vorliegende Band entstand anlässlich des 60. Geburtstages der Bielefelder Soziologin Ursula Müller, einer „Geschlechterforscherin der ersten Stunde“ (326), wie es in dem von Sigrid Metz-Göckel und Mechthild Oechsle liebevoll-kritisch formulierten Rückblick auf gemeinsam verbrachte Jahre heißt. Der Band versammelt Beiträge von über 20 Autorinnen und Autoren, die in jeweils unterschiedlichen

zeitlichen, räumlichen und inhaltlichen Zusammenhängen von Wissenschaft und Wissenschaftspolitik mit Ursula Müller zusammengearbeitet haben. Die beiden Herausgeberinnen nehmen den runden Geburtstag ihrer Mentorin zum Anlass, um erkenntnistheoretische, methodologische und methodische Verfahrensweisen in der Frauen- und Geschlechterforschung einer kritischen Reflexion zu unterziehen. Gerade in Zeiten gesellschaftlicher Umbrüche sei (Selbst-)Reflexion dringend geboten, da „nicht nur die gesellschaftlichen Zustände in Bewegung, sondern auch ihre wissenschaftlichen Interpretationen [...] bis in ihre kategorialen Grundlagen hinein erschüttert und herausgefordert“ würden (9). In ihrer programmatischen Einleitung „Zeiten des Umbruchs – Zeit zur Reflexion“ werfen Brigitte Aulenbacher und Birgit Riegraf einen Blick zurück in die Entstehungsgeschichte der Frauen- und Geschlechterforschung und rekapitulieren theoretisch-methodische Diskussionen über das Verhältnis von (feministischer) Wissenschaft und Gesellschaftspolitik, über Androzentrismus, Interdisziplinarität, Objektivität und Parteilichkeit. Die Frage nach Erkenntnis, Erkenntnisinteresse und Methode war eine, die die feministische Forschung seit ihren Anfängen untrieb, und ihre wissenschafts- und erkenntnistheoretische Ausrichtung führte zunächst zu einer generellen Methodenskepsis. Mit dem 1984 publizierten Aufsatz „Gibt es eine spezielle Methode in der Frauenforschung?“, der mittlerweile zu einem ‚Klassiker‘ der interdisziplinären Frauen- und Geschlechterforschung avancierte, mischte sich Ursula Müller frühzeitig in den theoretisch-methodologischen Diskurs feministischer Wissenschaft ein. Müllers Fazit, in der Frauen- und Geschlechterforschung gebe es keine spezielle Methode, wohl aber eine eigene Methodologie, und allein Fragestellung und Forschungsgegenstand bestimmten, was die jeweils an-

gemessenen Methoden seien, ist heute in der Forschung ‚common sense‘. Nicht zufällig bildet dieser Text den Bezugspunkt für viele der in diesem Sammelband vertretenen Beiträge.

Teil 1 des Bandes ist mit „Erkenntnis und Erkenntnisgewinn im Kontext“ überschrieben. Sigrid Metz-Göckel thematisiert in ihren Artikel über „Diskrete Diskriminierungen und persönliches Glück im Leben von Wissenschaftler/innen“, dass Wissenschaft als Lebensform eine grenzenlos zeitliche berufliche Verfügbarkeit voraussetzt (39). Diese Lebensform basiere auf einem Geschlechterverhältnis, das in modernen Familien nicht mehr gegeben sei. Viele Frauen und zunehmend auch Männer, die Kinder hätten bzw. haben wollten, würden daher die Wissenschaft nach einiger Zeit zugunsten anderer Lebensformen verlassen. Schließlich könne sich der Mensch „nicht zweimal (total) verausgaben“ (39). Das Rekrutierungsproblem von Wissenschaftlerinnen könne nicht allein durch „Vereinbarkeitsregeln technischer und finanzieller Art“ gelöst werden. Neben der wissenschaftlichen Lebensform gehörten auch „ausgrenzende sozio-kulturelle Aspekte der Fachdisziplin“ auf den Prüfstand (46). Melanie Groß und Gabriele Winker zeigen in „Queer-/Feministische Praxen in Bewegung“ den Nutzen von queeren und intersektionalen Perspektiven für die Analyse verschiedener widerständiger Praxen auf. Carol Hagemann-White diskutiert in „Grenzüberschreitendes Denken und Handeln: Europa als (feministisches?) Projekt“ Möglichkeiten und Grenzen gemeinsamer feministischer Forschung in Europa. Raewyn Connell erinnert in „Der Sprung über die Kontinente hinweg – Überlegungen zur Entwicklung von Erkenntnismethoden und Ansätzen in der Männlichkeitsforschung“ daran, dass Ursula Müller (zusammen mit Sigrid Metz-Göckel) bereits 1986 eine Männerstudie vorgelegt

hat und skizziert mit ‚Männlichkeitstheorien des Südens‘ neuere Entwicklungen in diesem Forschungsfeld.

Teil 2 ist der Erforschung alltäglicher und biographischer Erfahrungen gewidmet. Karin Jurczyk und Maria S. Rerrich unterziehen in „Erkenntnis und Politik: alltägliche Lebensführung und Differenzen zwischen Frauen revisited“ ihre vor mehr als 20 Jahren entstandenen Untersuchungen einer kritischen Re-Lektüre und thematisieren in bemerkenswerter Offenheit ihre damaligen „Scheuklappen“ (103) gegenüber Differenzen zwischen Frauen. Nachfolgeuntersuchungen über Transmigrantinnen und/oder Illegale, die als Putzfrauen arbeiten, gehen dagegen von stärker polarisierten Lebenslagen von Frauen aus. Nina Baur demonstriert in ihrem Beitrag „Von der Quali-/Quanti-Debatte zum Methoden-Mix“ die Reichweite und den Ertrag methodischer Zugriffe am Beispiel der Vorstellungen von familiärer Arbeitsteilung. Mechthild Bereswill fragt in „Marginalisierte Männlichkeit als gesellschaftliche und biographische Konfliktodynamik“ nach Männlichkeit im Kontext biographischer Selbstdeutungen junger Männer, „deren spezifische Situation durch die Erfahrung eines Freiheitsentzugs gekennzeichnet ist.“ (146) Bettina Dausien entfaltet in „Differenz und Selbst-Verortung“ die These, „dass die soziale Konstruktion von Geschlecht eine biographische Dimension besitzt und dass die Analyse erzählter Lebensgeschichten ein geeignetes Verfahren darstellt, um Prozesse der Geschlechterkonstruktion empirisch zu untersuchen“ (158).

Der dritte Teil versammelt unter der Überschrift „Wandel von Arbeit und Organisation erforschen“ organisations- und betriebssoziologische Beiträge. Sylvia Marlene Wilz und Ilka Peppmeier diskutieren in „Organisation als Untersuchungsfeld“ die methodischen Schwierigkeiten eines Projekt zu Geschlechterkonstruktionen am Beispiel der nordrhein-westfälischen

Polizei. Edelgard Kutzner thematisiert in „Arbeits- und Geschlechterpolitik im Betrieb“, dass sich sowohl Arbeits- wie auch die Geschlechterverhältnisse im Umbruch befinden und welche Auswirkungen das auf die methodische Anlage handlungsorientierter Forschung hat. Ellen Kuhlmann und Christa Larsen loten in „Gesundheitsreformen und Beschäftigungssituationen“ die „methodischen Möglichkeiten amtlicher Statistiken für gendersensible Analysen“ aus und leisten damit einen Beitrag zur „Implementierung von Gender Mainstreaming Ansätzen an der Schnittstelle von Gesundheits- und Beschäftigungsanalysen“ (218). Im Beitrag „Wissenschaftskarriere, Geschlecht und Fachkultur im sozialen Feld der Hochschule“ reflektiert Ulrike Vogel den auf Bourdieu zurückgehenden analytischen Rahmen, der ihrer 2004 publizierten Untersuchung über Karrieren von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern an der Hochschule zugrunde liegt. Michael Meuser geht in „Männlichkeiten in Bewegung“ der Frage nach, ob Connells Konzept der hegemonialen Männlichkeit in Anbetracht des Wandels von Erwerbsarbeit und der Auflösung des ‚Normalarbeitsverhältnisses‘ an Aktualität verloren hat und kommt zu dem Schluss, dass das Konzept „weiterhin eine geeignete Heuristik darstellt, die aktuelle Herausforderungen und Neuformierungen von Männlichkeitspositionen begrifflich-analytisch zu erfassen“ (262). Jeff Hearn setzt sich in seinem Beitrag „Von gendered organizations zu transnationalen Patriarchien“ mit dem Problem auseinander, dass im Zuge gesellschaftlicher Umbrüche die Gegenstände Organisation und Geschlecht zu verschwimmen scheinen, „unter dem Vorzeichen von Globalisierung“ jedoch „machtvoller denn je zu Tage“ treten (19). Zur Erforschung des Phänomens bieten sich dem Autor zufolge intersektionelle und transnationale Perspektiven an.

Teil 4 ist der „Erkenntnis- und Gesellschaftskritik“ gewidmet. Regina Becker-Schmidt unterzieht in „Erkenntnis, Forschungsgegenstand, Kritik“ die Ansätze von Christine Weinbach, Bettina Heintz und Stefan Hirschauer, die der Frauen- und Geschlechterforschung Unwissenschaftlichkeit unterstellen, einer kritischen Analyse. Für Becker-Schmidt stellt Sozial- und Gesellschaftskritik das „Ferment soziologischen Denkens“ dar (304). Gudrun-Axeli Knapp diskutiert in „Trans-Begriffe“, ‚Paradoxie‘ und ‚Intersektionalität‘ die Bedeutung von Begriffsverschiebungen und -öffnungen im aktuellen soziologischen Diskurs.

Die Struktur des vorliegenden Bandes vermag an dieser Stelle nicht so recht überzeugen, da die Abgrenzungen zwischen Teil 1 „Erkenntnis und Erkenntnisgewinn im Kontext“ und Teil 4 „Erkenntnis und Gesellschaftskritik“ nicht unmittelbar einleuchten. Zusammenfassend lässt sich jedoch festhalten, dass der Band die große Bandbreite soziologischer Frauen- und Geschlechterforschung in Theorie und Empirie dokumentiert, auch wenn nicht alle Beiträge mit neuen Erkenntnissen aufwarten können.

Elke Kleinau